

Wie Jesus gestritten hat

Hermann Kügler / Leipzig

Zanken und Zwietracht säen kann fast jeder – aber konstruktiv streiten? Ob in nahen Beziehungen, in Gruppen und Teams oder im Berufsfeld: Streiten ist unvermeidbar. Doch eine wirklich hilfreiche Auseinandersetzung ist oft mühsam und gelingt nicht von selbst. So kommt es, dass wir Streit und Konflikte meist als unangenehm empfinden. Sie stören unsere Kontakte und Begegnungen und schwächen die Effizienz von Arbeitszusammenhängen. Andererseits kann ein „richtiger Streit“ auch wie ein reinigendes Gewitter wirken. Am Streitverhalten Jesu wird sichtbar, wie man die destruktiven Seiten des Streitens begrenzen und die konstruktiven entfalten kann, und welche Impulse daraus für heute folgen.¹

Jesus war nicht nur ein friedlicher Mensch

„Ein Knecht des Herrn soll nicht streiten, sondern zu allen freundlich sein“, heißt es in 2 Tim 2,24. An diese Empfehlung hat Jesus sich nicht gehalten. Einerseits sagt er zwar von sich selbst, dass er „sanftmütig und von Herzen demütig“ sei (Mt 11, 29), andererseits nennt er seine Gegner „übertünchte Gräber“ und „Nattern und Schlangenbrut“ (Mt 23, 27 u. 33). Er wird zornig, als er sieht, dass man aus dem Jerusalemer Tempel ein Shopping-Center und Bankinstitut gemacht hat, in dem sich alles nur ums Geld dreht. Voller Wut wirft er die Marktstände und Tische um und jagt die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel. Ob sich das eher am Anfang seines öffentlichen Auftretens (Joh 2,13–22) oder am Ende (Mk 11,15–19) zugetragen hat, ist für unsere Fragestellung zweitrangig.

Jesus war nicht nur ein friedlicher Mensch. Er hatte Feinde, die ihn schließlich ans Kreuz brachten. Er setzte sich mit seinen Gegnern aggressiv auseinander. Zwar mag die Rede in Mt 23 („Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern!“) nicht im Original von Jesus so gehalten worden, sondern als christliche Auseinandersetzung mit dem Judentum zu verstehen sein, dennoch dürfte sie seine wesentlichen Argumente wiedergeben.

Jesus verhält sich nie *destruktiv-aggressiv*, sondern stets *defensiv-aggressiv*. Wer destruktiv aggressiv ist, hat die Absicht, anderen zu schaden. Wer defensiv aggressiv ist, „geht auf jemanden oder etwas zu“, „nähert sich“ (vgl. lat. *aggredi*). Er schützt sich und andere und kämpft für Werte und gute Ziele, wenn sie Schaden zu nehmen drohen.

Jesus provoziert. Er trägt Streit und Zwietracht sogar in die Familie: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,34–37).

Vielleicht hat Jesus bei der Vertreibung der Händler selbst vor Gewaltausübung nicht zurückgeschreckt. Er wirft die Stände und Buden um. Und wenn wir dem Johannesevangelium glauben, treibt er die Verkäufer und Geldwechsler sogar mit einer Peitsche hinaus. Aber Jesus ist kein Fanatiker. Er differenziert durchaus zwischen den guten Absichten und den daraus

¹ Der Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Kapitels aus H. Kügler, *Streiten lernen. Von der Rivalität zur Kooperation* (Ignatianische Impulse; 56). Würzburg 2012.

folgenden Handlungen. Wenn wir erfassen wollen, *warum* und *wie* Jesus gestritten hat, müssen wir auf die verschiedenen sozialen Gruppen seiner Zeit schauen.

Zur Zeit Jesu bestimmen hauptsächlich Pharisäer und Sadduzäer das religiöse und politische Leben des jüdischen Volkes. Die Pharisäer (wörtl. die „Abgesonderten“) zählen an die 6.000 Mitglieder. Zu ihnen gehören die Schriftgelehrten und die Gesetzeslehrer. Das jüdische Gesetz, die Tora, ist in Hebräisch geschrieben, das Volk spricht und versteht aber nur Aramäisch. So bildete sich ein neuer Stand heraus, der das Gesetz verwaltete und seine Umsetzung im täglichen Leben in Vorträgen und öffentlichen Diskussionen erklärte. Die Pharisäer sind – so würden wir heute sagen – in religiösen Vereinen und Gemeinschaften zusammengefasst. Sie bemühen sich, die Treue zum Gesetz des Moses und den Eifer für Gott wach zu halten.

Seit im 3. Jahrhundert v. Chr. mit dem Hellenismus ausländische Kunst und Literatur, Theater und Olympische Spiele auch zum jüdischen Volk gelangten, bemühten sich die Pharisäer, das jüdische Gesetz und das „Erbe der Väter“ gegen alles Fremde zu bewahren. Nach ihrer Lehre ist das jüdische Gesetz das Werkzeug, mit dem Gott die Welt geschaffen hat. Der Vorzug des Volkes Israels liegt darin, dass Gott ihm dieses Werkzeug gegeben hat. Einige Pharisäer treten offen für Jesus (Joh 7,50 u. 9,16) und später für die Christen ein (Apg 5,34 u. 23,9).

Jesus sieht durchaus ihren religiösen Ernst und Eifer (Mt 23,15), ihre Sorge um Vollkommenheit und Reinheit und ihre Liebe zu den Überlieferungen der Vorfäter. Darin hat er einiges mit ihnen gemeinsam. Nach Mk 12,32ff. stimmt ein Jerusalemer Pharisäer Jesus zu, die Tora im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe zusammenzufassen. Auch in der Erwartung des Reiches Gottes und einer Auferstehung aller Toten stimmten die Pharisäer mit Jesus überein. Nach Lk 13,31 warnen und retten sie ihn vor Nachstellungen des Herodes. Ein Pharisäer sorgt nach seinem Tod für seine Beerdigung. In seinen Streitgesprächen sind sie seine wichtigsten Diskussionspartner. Immer wieder ringt er mit ihnen um das rechte Verständnis, was kaum jemand tut, dem die Argumente seiner Gegner gleichgültig sind. Doch er kritisiert scharf, dass sie unter Berufung auf ihr Wissen die Gebote Gottes aushöhlten und die Unwissenden – und das sind damals die meisten Menschen – im Namen ihrer eigenen Gerechtigkeit verachteten (Lk 18,11).

Streit mit den Schriftgelehrten

Wer Schriftgelehrter werden wollte, hatte ein jahrelanges Studium zu absolvieren, bei dem es hauptsächlich um drei Punkte ging: die Sabbatruhe, den Zehnten und die gesetzliche Reinheit.² Zur Zeit Jesu ist Jerusalem die Hochburg der theologisch-juristischen Wissenschaft. Im Lehrhaus wie im täglichen Leben lernen die Schüler von ihren Lehrern und ahmen deren Lebensweise nach. Erst mit vierzig Jahren wird ein Schüler in den Stand der Schriftgelehrten aufgenommen. Er darf nun den Ehrentitel „Rabbi“ führen und ist in der Öffentlichkeit am langen, mit vier Quasten versehenen Talar zu erkennen. Um andere zu beeindrucken, tragen manche besonders lange Quasten und breite Gebetsriemen (Mt 23,5).

Den Schriftgelehrten öffnen sich die führenden Stellungen in Rechtspflege, Verwaltung und Unterricht. Sie sind die einzigen, denen außer den Oberpriestern und den Angehörigen der Patriziergeschlechter der Zugang zum Hohen Rat offen steht. So wird verständlich, dass sie wie einst die Propheten als Lehrer und Verkünder des göttlichen Willens im Volke mit unbegrenzter Achtung und ehrfürchtiger Scheu verehrt werden. Ihre Worte haben absolute Autorität. Vor allem aber sind es die pharisäischen Gemeinschaften, die den Schriftgelehrten fraglos Gefolgschaft leisten. Wer als fromm gelten will, muss sich nach ihnen richten.

Zur Zeit Jesu haben die Pharisäer so großen Einfluss, dass sich selbst angesehene Leute fürchten, sich öffentlich zu Jesus zu bekennen (Joh 12,42). Aber auch unter den Pharisäern

² Vgl. zum Folgenden G. Kroll, *Auf den Spuren Jesu*. Leipzig ¹²2002, 185–189.

gab es solche, die keine offenkundigen Gegner Jesu waren oder die später Christen wurden. Zu ihnen gehörten Nikodemus (Joh 3,1; 7,47–52 u. 19,39), Gamaliel, der davon abriet, die Christen zu behindern (Apg 5,34–39), und Saulus von Tarsus, der ein Apostel Jesu Christi wurde (Apg 26,5 u. Phil 3,5).

Da sich manche Gesetzesvorschriften dem Buchstaben nach nur schwer mit dem »neuzeitlichen« Leben vereinen ließen, legten die Gesetzeslehrer Hilfsmaßregeln fest, mit denen man das Gesetz umgehen konnte, ohne es zu verletzen. So betrug die Weglänge, die man am Sabbat gehen durfte, 2000 Ellen (etwa 1 km). Wer nun weiter gehen musste, konnte das Ende des Sabbatweges zu seinem neuen Wohnsitz erklären, indem er hier die Speise für zwei Mahlzeiten niederstellte. Jetzt konnte er weitere 2000 Ellen zurücklegen, ohne das Sabbatgebot zu verletzen. Zu solchen Hilfsmaßregeln kommt noch die mündliche „Überlieferung der Alten“ (Mk 7,3) hinzu, die im öffentlichen und religiösen Leben immer mehr an Bedeutung gewann.

Erst wenn wir diesen zeitgeschichtlichen Hintergrund berücksichtigen, verstehen wir den Gang der Ereignisse im Leben Jesu. Es ist ein Wagnis ohnegleichen, als Jesus öffentlich und furchtlos diese Männer aufruft, umzukehren und Buße zu tun. Von Anfang an herrscht ein Gegensatz zwischen Jesus und den pharisäischen Schriftgelehrten, der sich immer mehr verschärft und schließlich damit endet, dass die Pharisäer die Hinrichtung des „Pseudopropheten“ aus Nazaret fordern. In schärfsten Worten geißelt Jesus die Veräußerlichung ihres religiösen Lebens:

- Ihr Beten: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht wie die Heuchler sein. Die lieben es, in den Synagogen und Straßenecken sich hinzustellen und zu beten, damit sie den Leuten in die Augen fallen. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn empfangen. Wenn du betest, gehe in deine Kammer, mache deine Tür zu, und dann bete im Verborgenen zu deinem Vater, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ (Mt 6,5f.).
- Ihr Fasten: „Wenn ihr fastet, macht kein finsternes Gesicht wie die Heuchler, denn die entstellen ihr Gesicht, damit die Leute merken, dass sie fasten. Wahrlich, ich sage euch, sie haben bereits ihren Lohn. Wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Antlitz, damit die Menschen nicht merken, dass du fastest, sondern allein dein Vater, der im Verborgenen ist.“ (6,16–18).
- Ihre Enge bei der Beobachtung des Sabbatgebotes: „Einmal ging Jesus am Sabbat durch die Saaten. Seine Jünger aber, die hungrig waren, fingen an, Ähren zu rupfen und zu essen. Als die Pharisäer es sahen, sagten sie zu ihm: Deine Jünger tun etwas, was man am Sabbat nicht tun darf. Er antwortete ihnen: Habt ihr nicht gelesen, was David tat, als er samt seinen Gefährten Hunger hatte? Wie er in das Haus ging und die Schaubrote aß, die weder er noch seine Gefährten essen durften, sondern nur die Priester? Oder habt ihr nicht im Gesetz gelesen, dass am Sabbat die Priester im Tempel den Sabbat brechen und doch ohne Schuld sind? Ich aber sage euch: Hier ist Größeres als der Tempel. Hättet ihr begriffen, was es bedeutet: Erbarmen will ich, nicht Opfer, würdet ihr Unschuldige nicht verurteilt haben. Denn der Menschensohn ist über den Sabbat Herr.“ (12,1–8).
- Ihre kleinliche Ängstlichkeit bei der Beobachtung der Zehntpflcht und der Reinheitsvorschriften: „Wehe über euch, Schriftgelehrte und heuchlerische Pharisäer, ihr verzehntet Minze, Dill und Kümmel, aber das Schwerere im Gesetz, das Recht, das Erbarmen und die Treue, lasst ihr dahinten. Das solltet ihr tun und das andere nicht lassen. Blinde Wegführer, ihr seht Mücken, aber verschluckt ein Kamel. Wehe über euch, Schriftgelehrte und heuchlerische Pharisäer, ihr reinigt das Äußere des Bechers und der Schüssel, aber das Innere strotzt von Raub und Schmutz. Blinder Pharisäer, reinige zuerst das Innere des Bechers und der Schüssel, dann wird auch ihr Äußeres rein werden.“ (Mt 23,23–26).

Was wirklich zählt

Das Urteil Jesu ist hart, aber es kann nur dann zu einem falschen Bild führen, wenn man grundsätzlich den ernsthaften und religiösen Charakter des Pharisäertums übersieht. Es ist geradezu tragisch, dass der Eifer für das Gesetz Gottes bei diesen Männern, der religiösen Elite des Volkes, zu einer Erstarrung der Frömmigkeit führte.

Wenn Jesus mit den pharisäischen Schriftgelehrten streitet, wirft er ihnen vor, dass sie die Liebe Gottes zu den Menschen auf ihren eigenen Horizont einschränken. Ja, sie meinen sogar, im Namen ihrer Gesetzeserfüllung Gott gegenüber Rechte zu besitzen – so im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–15) und im Gleichnis vom Vater und den beiden Söhnen (Lk 15,25–30). Sie verschließen sich in einer legalistischen Welt, in der sie blind sind für neue Ideen, die nicht ihrem Vorverständnis entsprechen, und sie weigern sich, in Jesus etwas anderes zu sehen als einen Betrüger oder Verbündeten des Teufels. Für Jesus dagegen ist in den „Vorschriften der Alten“ Gottes Wille *nicht* offenbar. Er selbst ist der authentische Interpret von Gottes Willen und stellt sich daher mit souveräner Freiheit über diese Überlieferungen.

Die Pharisäer überbetonen die Einhaltung von Reinheitsgeboten. Für Jesus hat die Liebe zu Gott und dem Nächsten den Vorrang. Er übt harte Kritik daran, dass die Pharisäer, die sich als eine gesellschaftlich-religiöse Elite verstanden, zwar den genauen Wortlaut des Gesetzes erfüllten, nicht aber den Sinn hinter den Gesetzen beachteten: „Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 5,20).

Die Pharisäer misstrauen Jesus. Einerseits kennt er die Heiligen Schriften ebenso gut oder sogar besser als sie und ist ihnen rhetorisch und argumentativ überlegen. Andererseits bleibt ihnen nicht verborgen, dass er seine Beziehung zu Gott nicht wie sie selbst nur aus Gelehrsamkeit und Studium bezieht, sondern aus einem unmittelbaren, liebevollen Verhältnis zu Gott, den Jesus in einzigartiger Weise als liebenswerten Vater, als „Papa“ („Abba“) bezeichnet. Jesus folgt nicht bloß den Regeln und Gesetzen der Schriften. Er überhöht sie, indem er nach ihrem eigentlichen Sinn fragt und einen „Neuen Bund“ mit Gott predigt. Jesus stört an den Pharisäern ihre äußerliche Frömmigkeit, mit der sie ihren Egoismus und Unglauben kaum verbergen können. Er ist eine Provokation für alle Frommen der damaligen Zeit, ein echter Religionskritiker, der darauf hinweist, dass es nicht darum geht, toten Buchstaben zu folgen, sondern mit Gott eine lebendige und vertrauensvolle Beziehung unter dem einen maßgeblichen Gebot der Gottes- und Nächstenliebe zu leben.

Streit mit den Sadduzäern

Jesu Hauptgegner während der letzten Tage seines öffentlichen Auftretens in Jerusalem sind die hellenistisch gebildeten und wohlhabenden Sadduzäer. Sie gehören den oberen Gesellschaftsschichten an und repräsentieren die konservative Priesteraristokratie. Sie bilden eine fest geschlossene Gruppe mit einer ausgeprägten theologischen Lehre. Der Jerusalemer Tempel mit dem von allen Juden zu befolgenden Opferkult ist ihre Existenzgrundlage und ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für ganz Palästina. Die Sadduzäer stellen den Hohenpriester, der auch höchster Richter für Kultfragen ist (vgl. Dtn 17,8–13).

Die Hohenpriester wurden aber seit 6 n. Chr. von den römischen Präfekten ein- und abgesetzt und mussten diese bei der ordnungspolitischen Kontrolle von Judäa unterstützen. Dafür durften sie die für Juden obligatorische Tempelsteuer eintreiben, den Tempelkult verwalten, eine bewaffnete Tempelgarde unterhalten und wohl über Kultvergehen urteilen, aber keine Todesstrafen vollstrecken; dies durfte nur der römische Präfekt.

Jesus hat die Tempelpriester offenbar nicht grundsätzlich abgelehnt, denn nach Mk 1,44 sandte er in Galiläa Geheilte zu ihnen, damit sie deren Gesundheit feststellten und sie wieder in die Gesellschaft aufnahmen. Nach Mk 12,41ff. lobt er Tempelspenden einer armen Witwe

als Hingabe an Gott, die er bei Reichen vermisst. Seine Auslegung des Gesetzes ordnet aber die Opfer im Tempel der Versöhnung mit Gegnern unter (Mt 5,23f.). Gelingende Beziehungen sind wichtiger als äußerlicher Vollzug von Ritualen.

Die Sadduzäer anerkennen als oberste und höchste Norm des Judentums nur die Tora, das geschriebene Gesetz des Moses. Die mündlichen Überlieferungen lehnen sie ab, also die „Vorschriften der Vorfahren“, auf die sich die Pharisäer bei ihrer Gesetzesauslegung berufen. Damit stehen sie im Gegensatz zu den Pharisäern und bleiben religiös gleichsam auf einer „archaischen“ Stufe stehen. So bestreiten sie die Auferstehung der Toten (Mk 12,18 u. Lk 20,27), weil sie diese im Gesetz des Moses nicht finden. Sie lehnen überhaupt jede von außen in das Judentum übernommene Lehre ab. In ihrer Gesetzesauffassung unterscheiden sie sich in Härte und Strenge von den Pharisäern. So halten sich die sadduzäischen Richter bei Körperverletzungen an den genauen Wortlaut der Schrift: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, während die Pharisäer dieses Gebot im weiteren Sinne interpretieren und sich mit einer Geldstrafe begnügen, „damit nicht für ein Auge – ein Auge und ein Leben vernichtet werde.“ Mit dieser religiös-konservativen Haltung verbinden sie aber eine politische Aufgeschlossenheit, mit der sie sich ein gutes Einvernehmen mit dem jeweiligen Herrscherhaus erwerben. Jesus warnt seine Jünger vor allem im Matthäusevangelium vor ihnen: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer.“ (Mt 16,6). Und weil die Jünger die Symbolik seiner Rede zunächst offenbar nicht recht verstehen, erklärt er ihnen nochmals genauer, dass er damit ihre Lehre meine (Mt 16,12).

Christ-Sein ist kein „Lieb-Sein“

Eine gesunde und kraftvolle Aggressivität zu entwickeln und zu leben, scheint mir eine Hauptproblematik und eine der wichtigsten Herausforderungen des geistlichen Lebens zu sein. Inzwischen scheint es in der Seelsorge der christlichen Kirchen besser als noch vor einer oder zwei Generationen zu gelingen, Sexualität und Erotik und Spiritualität miteinander zu versöhnen. Diese Aufgabe besteht ebenso für die Verbindung von Aggression und Spiritualität.

Wenn es im geistlichen Leben darum geht, „Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden“ (Ignatius von Loyola), dann gilt dies – wie in allen anderen Lebensbereichen – auch für das eigene Aggressionsverhalten. Aber „nichts wird geheilt, was nicht zuvor akzeptiert worden ist“ (Irenäus von Lyon). So besteht die Aufgabe darin, das eigene Aggressionsverhalten kennen und im Sinne defensiver Aggressivität gestalten zu lernen, damit sich nicht ungezügelter Aggressionen wie ich-fremde Dämonen im eigenen und fremden Leben einnisten und zerstörerisch wirken können. Plakativ gesagt: Alles, was wir Menschen *nicht* mit Gott in Berührung bringen, holt sich der Teufel!

Auf diesem Weg ist das Streitverhalten Jesu Vorbild und Hilfe. Christ-Sein heißt nicht, zu allen Menschen lieb und freundlich zu sein! Natürlich kann man nicht alles, was Jesus getan hat, eins zu eins in die heutige Zeit übertragen. Lernen können wir von ihm Folgendes:

Jesus hat bei einem Streit die schwierigen Punkte klar und deutlich ausgesprochen, statt „drum herum“ zu reden.

Im ersten Teil der Bergpredigt (Mt 5,21–48) stellt Jesus Antithesen zu den „Überlieferungen der Alten“ auf. Jede These beginnt mit „Ihr habt gehört, dass den Alten gesagt wurde – ich aber sage euch!“ Und dann geht es zur Sache: Jesus liegt nicht an buchstabengetreuer Gesetzeserfüllung, sondern an einer Lebensführung, die den dahinter liegenden Sinn erfasst und die Bedeutung für das praktische Leben erkennt:

- Natürlich soll man nicht töten. Da aber Menschen für gewöhnlich nicht morden und töten, gilt für den Alltag, einander nicht moralisch oder juristisch „fertig zu machen“. Des-

wegen spricht Jesus konkret und bezogen auf die Verhältnisse seiner Zeit an, wie man sich verhalten soll, wenn man im Tempel opfern will oder mit einem Gegner auf dem Weg zum Gericht ist.

- Natürlich sind Ehebruch und Scheidung ein Übel. Doch noch davor liegen häufig erotischen Phantasien, in denen man sich zu verlieren beginnt.
- Natürlich soll man keinen Meineid schwören. Doch am besten ist, wenn gilt: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein, alles andere stammt vom Bösen!“
- Natürlich ist Wiedergutmachung von Unrecht erforderlich. Was aber macht man, wenn das Rechtswesen nicht funktioniert? Jesus spricht sehr lebenspraktisch an, wie man als Sklave die Demütigungen seines Herrn unterwandert, wie man als Habenichtsvor Gericht bestehen kann und wie man gewitzt die römische Besatzungsmacht „austrickst“.

Jesus konnte konfrontieren. Er hat nicht auf das Amt oder die Funktion eines Gegners geschaut, sondern die Sache angesprochen, um die es ihm ging – statt aus Menschenfurcht die Person zu hofieren und den Streitpunkt zu verharmlosen.

Mit „konfrontieren“ meine ich, jemanden auf Aspekte seines Verhaltens aufmerksam zu machen, die er selbst nicht sehen kann oder will. Jesus ist beim Pharisäer Simon zum Essen eingeladen (Lk 7,36–50). Eine stadtbekanntes Sünderin salbt seine Füße mit Öl. Als Simon deswegen indigniert reagiert, konfrontiert ihn Jesus mit seinem Verhalten: „Siehst du diese Frau? Als ich in dein Haus kam, hast du mir kein Wasser zum Waschen der Füße gegeben; sie aber hat ihre Tränen über meinen Füßen vergossen und sie mit ihrem Haar abgetrocknet. Du hast mir zur Begrüßung keinen Kuss gegeben; sie aber hat mir, seit ich hier bin, unaufhörlich die Füße geküsst. Du hast mir nicht das Haar mit Öl gesalbt; sie aber hat mir mit ihrem wohlriechenden Öl die Füße gesalbt. Deshalb sage ich dir: Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie (mir) so viel Liebe gezeigt hat. Wem aber nur wenig vergeben wird, der zeigt auch nur wenig Liebe.“ (Lk 7, 44–47).

Dass Jesus nicht auf die Person schaute, erkannten auch seine Gegner an: „Meister, wir wissen, dass du immer die Wahrheit sagst und wirklich den Weg Gottes lehrst, ohne auf jemand Rücksicht zu nehmen; denn du siehst nicht auf die Person.“ (Mt 22,16). Jesus hat keine Angst vor mächtigen und einflussreichen Menschen. Was zu sagen war, sagte er. Von ihm können wir fairen und respektvollen Widerspruch lernen.³

Jesus hatte Kontakt zu seinen Gefühlen und zeigte sie, statt sie zu verbergen oder abzuspalten.

„Als er ein andermal in eine Synagoge ging, saß dort ein Mann, dessen Hand verdorrt war. Und sie gaben Acht, ob Jesus ihn am Sabbat heilen werde; sie suchten nämlich einen Grund zur Anklage gegen ihn. Da sagte er zu dem Mann mit der verdorrtten Hand: Steh auf und stell dich in die Mitte! Und zu den anderen sagte er: Was ist am Sabbat erlaubt: Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zu vernichten? Sie aber schwiegen. Und er sah sie der Reihe nach an, voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz, und sagte zu dem Mann: Streck deine Hand aus! Er streckte sie aus und seine Hand war wieder gesund. Da gingen die Pharisäer hinaus und fassten zusammen mit den Anhängern des Herodes den Beschluss, Jesus umzubringen.“ (Mk 3,1–6).

„Kontakt zu seinen Gefühlen haben“ heißt, sie wahrzunehmen und zuzulassen – das Gegenteil von *zulassen* wäre, sie abzuwehren oder zu verdrängen, weil sie bedrohlich erscheinen. Von Jesus können wir lernen, in emotional schwierigen Situationen Gefühle authentisch zu zeigen. Unter Authentizität verstehe ich, dass „Innen“ und „Außen“ eines Menschen zusammenstimmen, d.h. kein großer Unterschied besteht zwischen dem, wie jemand ist und wie er sich gibt.

³ Vgl. K. Mertes, *Widerspruch aus Loyalität* (Ignatianische Impulse; 39). Würzburg 2009.

Jesus durchschaute die Fallen seiner Gegner und umging sie.

„Damals kamen die Pharisäer zusammen und beschlossen, Jesus mit einer Frage eine Falle zu stellen. Sie veranlassten ihre Jünger, zusammen mit den Anhängern des Herodes zu ihm zu gehen und zu sagen: (...) Sag uns also: Ist es nach deiner Meinung erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen, oder nicht? Jesus aber erkannte ihre böse Absicht und sagte: Ihr Heuchler, warum stellt ihr mir eine Falle? Zeigt mir die Münze, mit der ihr eure Steuern bezahlt! Da hielten sie ihm einen Denar hin. Er fragte sie: Wessen Bild und Aufschrift ist das? Sie antworteten: Des Kaisers. Darauf sagte er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört! Als sie das hörten, waren sie sehr überrascht, wandten sich um und gingen weg.“ (Mt 22,15–22).

Das Ganze ähnelt einer Zwickmühle. Sagt Jesus: „Ja, man darf dem römischen Kaiser Steuern zahlen“, gibt er sich vor dem jüdischen Volk eine Blöße. Sagt er: „Nein, das darf man nicht“, gibt er selbst seinen Gegnern Anlass, ihn wegen Aufruhr bei den Römern anzuzeigen. Jesus erkennt die Falle und entgeht ihr. Jesus nimmt sozusagen eine Meta-Perspektive ein und bietet eine „Lösung zweiter Ordnung“ an. Er akzeptiert keine der beiden Alternativen, sondern bietet eine dritte Möglichkeit auf einer neuen Ebene an. Es führte in die Irre, wollte man aufschlüsseln, wie viel „dem Kaiser gehört“ und wie viel „Gott gehört“. Denn Gott gehört sowieso alles! Nicht jedem Menschen wird es gelingen, in vergleichbaren Situationen ähnlich zu handeln.

Jesus konnte, wenn nötig, ein Streitgespräch beenden, statt fruchtlos weiter zu diskutieren und sich im Kreise zu drehen.

„Als er in den Tempel ging und dort lehrte, kamen die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes zu ihm und fragten: Mit welchem Recht tust du das alles? Wer hat dir dazu die Vollmacht gegeben? Jesus antwortete ihnen: Auch ich will euch eine Frage stellen. Wenn ihr mir darauf antwortet, dann werde ich euch sagen, mit welchem Recht ich das tue. Woher stammte die Taufe des Johannes? Vom Himmel oder von den Menschen? Da überlegten sie und sagten zueinander: Wenn wir antworten: Vom Himmel, so wird er zu uns sagen: Warum habt ihr ihm dann nicht geglaubt? Wenn wir aber antworten: Von den Menschen, dann müssen wir uns vor den Leuten fürchten; denn alle halten Johannes für einen Propheten. Darum antworteten sie Jesus: Wir wissen es nicht. Da erwiderte er: Dann sage auch ich euch nicht, mit welchem Recht ich das alles tue.“ (Mt 21,23–27).

In diesem Streitgespräch geht es den Hohenpriestern und Ältesten nicht darum, ernsthaft eine Frage zu klären. Sie wollen Jesus in die Enge treiben mit dem Ziel, ihn zu vernichten. Jesus beendet das Gespräch, weil es fruchtlos ist.

Ergebnis und Ausblick

Jesus hat bei einem Streit die schwierigen Punkte klar und deutlich angesprochen. Er konnte meisterhaft andere konfrontieren. Dabei hat nicht auf das Amt oder die Funktion eines Gegners geschaut, sondern sich auf die Sache bezogen, um die es ihm ging. Er machte anderen keine Angst und ließ sein Leben nicht von Angst bestimmen. Jesus war sich seiner Gefühle bewusst und äußerte sie angemessen. In Auseinandersetzungen erkannte er die Fallen, die seine Gegner ihm stellten. Jesus beendete Streitgespräche, die nicht auf Klärung, sondern Kompromittierung zielten. Von ihm lässt sich viel darüber lernen, wie man miteinander konstruktiv streitet.

Beginnend etwa mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde in der Kirche das einfühlsame und wertungsabstinente Zuhören als Königsweg der Seelsorge neu entdeckt. Von Jesus können wir lernen, dass empathisches Zuhören allein nicht ausreicht und Einfühlsamkeit nicht auf Kosten der Klarheit gehen darf. Jesus benennt den Streitpunkt gleich zu Beginn offen und

direkt. Damit hängt ein weiteres zusammen: Niemand möchte ungebeten gute Ratschläge bekommen, und eine Konfrontation ist nur konstruktiv, wenn die Chance besteht, dass der andere sie auch annehmen kann. Deshalb beginnt Jesus erst, als der Pharisäer Simon ihn ausdrücklich auffordert: „Sprich, Meister“ (Lk 7,40). Er erzählt das Gleichnis vom Geldverleiher lässt dann Simon die Pointe benennen. Eine konstruktive Konfrontation des anderen mit der eigenen Sicht stellt das Gegenüber nicht bloß, sondern bezieht es ein.

Jesus war authentisch. Ein authentischer Mensch versteckt sich nicht hinter Floskeln und Masken. Er ist in der Lage, seine Gefühle und Absichten zu klären und zu entscheiden, was davon er zeigen und sagen will. Dann kann er sich selektiv und authentisch „offenbaren“. Umgekehrt kann der andere aufgrund sicher sein, dass kein zu großer Unterschied besteht zwischen dem, wie ein Mensch sich ihm zeigt und dem, was tatsächlich in ihm vorgeht.

Jesus konnte kreativ und überraschend unlösbar scheinenden Situationen eine Wende geben. Die aufgenötigte Wahl zwischen A und B – soll man Steuern zahlen oder nicht – akzeptierte er erst gar nicht, sondern fand eine Lösung zweiter Ordnung. Während Lösungen erster Ordnung sich meist auf den „gesunden Menschenverstand“ gründen, erscheinen Lösungen zweiter Ordnung häufig unerwartet, überraschend und paradox. Die zu lösenden Probleme werden jetzt und hier angegangen. Was dabei verändert wird, sind die Wirkungen und nicht die vermeintlichen Ursachen. Lösungen zweiter Ordnung nehmen das Problem aus dem Teufelskreis heraus, in den sie die bisherigen Lösungsversuche geführt haben, und stellen es in einen neuen, weiteren Rahmen.

Und ein letztes: Auf wie vielen Schauplätzen kann man zugleich streiten? Jesus ging sorgfältig mit seinen Kräften um und wusste klug zu entscheiden, wofür er sie aufwandte und wofür nicht. Damit allerdings kommt man nie an ein Ende. Auseinandersetzung und Streit gehören lebenslang zum Leben, ob man will oder nicht.